Anspruch erheben, ja oft genug selbst die Druckkosten ihrer Werke tragen. Dagegen hatte es Genosse Dietz in den Autoren, die er für seinen Verlag heranzog, durchweg oder fast durchweg mit armen Teufeln zu tun, denen er eine bescheidene Existenz sichern mußte, ehe sie sich auf Jahre und manchmal halbe Jahrzehnte einer wissenschaftlichen Arbeit widmen konnten. Unter solchen Umständen eine wissenschaftliche Literatur zu schaffen, ohne je andere als rein wissenschaftliche Zwecke im Auge zu haben, das hat dem Genossen Dietz keiner vor- und auch noch keiner nachgemacht.

Ohne jede Einschränkung können wir dem Hamburger Echo beistimmen, wenn es sagt, gerade die inhaltlich besten Werke setzten sich nicht immer so leicht ab wie Lieferungsliteratur mit pikanten Bildern, und wenn es an dem Genossen Dietz nachrühmt, einer so unerfreulichen Tatsache niemals das geringste Zugeständnis gemacht zu haben, dies Verdienst kann die Partei dem Genossen Dietz in der Tat nicht hoch genug anrechnen. Das Achselzucken über das rechnerische Defizit mancher Werke, an die Genosse Dietz all seine Kraft gesetzt hat, ist vom sozialdemokratischen Standpunkt aus ebenso salzlos wie das Prunken mit den pekuniären Ueberschüssen, die eine wissenschaftlich minderwertige, aber pikantere Literatur in die Parteikasse liefert. Vor solchem gleißenden Katzengold sich zu hüten, hat die Arbeiterklasse den dringendsten Anlaß.

Wieviel aufreibende Arbeit dem Genossen Dietz sein Lebenswerk gekostet hat, das können wir nicht wissen, denn Greinen und Klagen ist seine Sache nicht. Und wenn wir es wüßten, so würden wir ihm nicht den Kummer antun, öffentlich davon zu reden. Aber wer in solchen Dingen ein Urteil hat, der wird verstehen, weshalb Genosse Dietz in aller rüstigen Kraft seiner Jahre einen Teil seines Werkes anderen erprobten Händen übergeben hat. Was ferner seiner Obhut anvertraut bleibt, ist schließlich doch der wichtigste Teil dieses Werkes, der wissenschaftliche Verlag, worin er als glänzendes Muster für die Partei noch völlig unentbehrlich ist.

Für die Neue Zeit aber ist es ein Tag der Trauer, da das letzte Band zerreißt, das sie mit ihm verband, für die Neue Zeit und alle, die zu ihr gehören, denn keiner ist unter uns, der nicht, um mit dem Dichter zu reden, „seine Großmut und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren". Doch bleiben wir ihm verbunden in alter Freundschaft, in unverbrüchlicher Dankbarkeit und in dem gemeinsamen Wirken für unsere große Sache."

Theater und Musik.

Im Neuen Theater gab es gestern eine Ausgrabung: Lucrezia Borgia von Donizetti, deren Weisen einst die Welt unserer Väter und Großväter — trotz der tragischen Maske des Werkes darf man wohl sagen: erfreuten. Interessant wird diese Ausgrabung in der Hauptsache durch ihre symptomatische Bedeutung. Sie beweist nämlich von neuem, daß es auch auf dem tragischen Gebiet sehr schwach um die nachwagnerische deutsche Opernproduktion steht. In der Tat hat sich nach Wagner kaum ein einziges deutsches Opernwerk großen Stils auf dem Spielplan gehalten, obwohl es die Theaterdirektoren an den nötigen Versuchen sicher nicht fehlen ließen. Und mit der komischen Oper steht es noch schlechter. Die Neueinstudierung der seinerzeit durch die Wagnersche Reform vom Spielplan beseitigten Lucrezia ist also aus dem Mangel an lebensfähigen Novitäten zu erklären und den immer mehr sich häufenden Versuchen der letzten Jahre anzureihen, die darauf hinauslaufen, dem vorhandenen Spielplan durch Ausgrabungen aufzuhelfen.

Die Rehabilitierung des Buffonisten Donizetti, dessen komische Oper Don Pasquale im letzten Jahre wieder aufgenommen wurde, haben wir seinerzeit mit Vergnügen begrüßt. Mit dem Tragiker Donizetti steht es aber anders. Einer Generation, die durch Wagners Schule gegangen ist, sagt diese Oper nichts mehr. Wir haben durch Wagner — und auch durch Bizet — andere Anschauungen vom Musikdrama, von Tragik und Dämonie erhalten, und die Lucrezia erscheint uns nun weder dramatisch ernst noch psychologisch noch musikalisch neu und persönlich genug. Eine Rettung für die Lucrezia gäbe es höchstens dann, wenn sie uns von italienischen Sängern so vollendet vorgesungen und -gespielt würde, daß wir allen dramatischen Nonsens und das ganze italienische Gitarrenorchester darüber vergäßen. Aber auch dann würde die Parallele mit Verdi, der sicher manche Szenen Donizettis nachgebildet hat, nicht aus dem Wege zu schaffen sein.

Eine italienisch-stilvolle, vollendete Aufführung war es nun aber keineswegs, die wir gestern zu hören bekamen. Woher sollen denn auch unsere deutschen, alle mehr oder weniger auf Wagner abgestimmten Sprachsänger die Technik und die Freude am rein Gesanglichen haben, die Donizetti unbedingt voraussetzt? Am besten fand sich Herr Schütz mit dem bel canto ab; auch schauspielerisch tat er alles mögliche, um die kalt-grausame Gestalt des Borgia zu verwirklichen. Wir erkennen das um so mehr an, als diese kalten Töne Herrn Schütz weder stimmlich noch seelisch liegen. Weniger konnten wir uns mit der Lucrezia Borgia der Frau Doenges befreunden; für solche — zudem noch stark kolorierte — italienische Partien eignet sich ihre volle, üppige, aber des hellen Metallklangs entbehrende deutsche Naturstimme nicht. Dramatisch haben Librettist und Komponist die Gestalt ja unglaublich verzeichnet; trotzdem aber hätten wir von Frau Doenges schärfere Charakterisierung, auch in Haltung und Gebärde, erwartet. Herr Urlus (Gennaro) imponierte uns einzig durch den an sich schönen Tenorklang seines Materials; die Behandlung dieses Materials war sehr ungleich und voll von Unmanieren. Sollte Herr Urlus früher stilreiner gesungen haben, so ist es die Leipziger Theaterschule, die ihn verdorben hat. Bleibt von wesentlicheren Rollen nur noch der Orsini des Fräulein Sengern. Fräulein Sengern hat in letzter Zeit gesanglich Fortschritte gemacht und vor allem die grundverkehrte Methode, den Atem zu stoßen anstatt ihn einzuziehen, ein wenig abgelegt. Aber sie ist noch viel zu sehr im Studium begriffen, und ihre Stimme hat auch durch verkehrte Behandlung zu sehr gelitten, als daß sie in einer italienischen, auf Gesang basierten Rolle befriedigen könnte. In verstärktem Maße traten die hier gerügten gesanglichen Mängel natürlich im Ensemble hervor (denn in den meisten deutschen Ensembles hat ja jede Stimme eine verschiedene Gesangsbildung durchgemacht), und viele Intentionen des Komponisten gingen dabei in die Brüche, falls sie nicht barmherzig durch das von Herrn Hagel geleitete Orchester verdeckt wurden.

Die Regie des Herrn Goldberg beging zwei schwere Unterlassungssünden. Sie hat dafür zu sorgen, daß dem unvorbereiteten Hörer die Handlung klar wird. Kein unvorbereiteter Hörer wird aber verstanden haben, weshalb eigentlich im zweiten Akt Gennaro verhaftet wird und warum er am Schluß dieses Aktes an dem Giftbecher nicht stirbt. Die Handlungen, durch die diese beiden Tatsachen erst verständlich werden, dürfen nicht möglichst unbemerkt vor sich gehen, sondern die Regie hat dafür zu sorgen, daß sie dem Zuschauer möglichst deutlich vor Augen treten. D—z.

Kunstchronik.

Neues Theater. Freitag: Der Barbier von Sevilla. Lucia von Lammermoor, 3. Akt (Gastspiel der russischen Hofopernsängerinnen Gabrielle und Emilie Christman). Sonnabend: Der Familientag. Sonntag: Götterdämmerung. — **Altes Theater.** Freitag: Die Siebzehnjährigen, Schauspiel in vier Akten von Max Dreyer (Erstaufführung). In den Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Wuest (Erika), Nolewska (Annemarie); die Herren Schuy (Major Schlettow), Hahn (Frieder), Brunow (Oberst Schlettow), der zugleich die Regie des Werkes hat. Sonnabend, nachmittags 3 Uhr: Christkindlein im Walde, abends: Die Fledermaus. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Christkindlein im Walde, abends: Der Familientag.

Vereinigte Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus. Freitag: Eine Frau ohne Bedeutung. Sonnabend, nachmittags 3½ Uhr: Prinzeß Tausendhändchen (halbe Preise), abends Traumulus. Sonntag, vormittags: Prinzeß Tausendhändchen (Vorstellung für den Gewerkverein H.-D.), nachmittags 3½ Uhr: Nathan der Weise (Vorstellung für den Gewerkverein H.-D. L.-West), abends Asra, Schauspiel in 3 Akten von Felix Philippi. — **Theater am Thomasring.** Freitag: Der Kilometerfresser. Sonnabend: Feenhände (halbe Preise). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Goldfische (Vorstellung für den Verein Gutenberg), abends 7½ Uhr: Der Kilometerfresser.

Am Sonntag, 22. Januar, veranstaltet Dr. Ludwig Wüllner im Städtischen Kaufhaus einen Liederabend. Der Künstler wird Lieder von Schubert, Wolf und Ad. Jensen singen, ferner sieben Gesänge des Leipziger Komponisten Richard Wetz, die in Leipzig zum erstenmal vorgetragen werden.

Am nächsten Sonntag findet im Städtischen Kaufhaus das 4. Abonnementskonzert des Böhmischen Streichquartetts statt, auf dessen Programm u. a. steht Dvoraks Terzetto F-Dur für 2 Violinen und Viola (zum erstenmal in Leipzig).

Als Grundlage eines Nationalfonds für deutsche Dramatiker stiftete der Herzog Georg von Meiningen anläßlich der bevorstehenden Schiller-Gedenkfeier den Betrag von zwanzigtausend Mark. —

Der Münchner Lyriker Martin Greif, der im 66. Lebensjahre steht, ist an einem schweren Augenleiden erkrankt. —

Die Begründung eines Musikhistorischen Seminars, das den Studierenden der Musikwissenschaft selbständiges Arbeiten und Untersuchen ermöglichen soll, ist an der Universität Berlin in Aussicht genommen. Zur Bestreitung der Ausgaben desselben sind im preußischen Etat jährlich 800 Mark vorgesehen, zur Beschaffung von Unterrichtsmitteln bedarf es der Aufwendung eines einmaligen Betrages von 4000 Mark. — Seit 1901 stellt der preußische Staat jährlich 30 000 Mark zu den Kosten der Veröffentlichung der bedeutendsten Werke der deutschen Tonkunst vom 15. bis 18. Jahrhundert zur Verfügung; auch für das kommende Jahr ist eine gleiche Summe zu dem Zwecke in den Etat eingestellt. —

Björnstjerne Björnson arbeitet, wie Politiken mitteilt, an einer größeren Prosadichtung. —

Sächsische Volkswörter.

Alte Weihnachtsworte und -Bräuche.

Daß Weihnachten eigentlich eine Mehrzahlform ist, hat sich im Volksbewußtsein verdunkelt, sie ist aus dem mittelhochdeutschen ze den wihen nahten, d. i. zu den heiligen Nächten entwickelt; der zweite Bestandteil nachten ist im Gebirge und in der umgelauteten Form nechten allerwärts in unserm Sprachgebiet verbreitet in der Bedeutung gestern abend; im Gegensatz dazu bedeutet hinte = hinaht (in dieser Nacht), auch heinte, heute abend sowohl wie auch kommende Nacht, und wie nächten vielfach ohne Hervorhebung der Nacht einfach gestern bezeichnet, so wird hinte für heute gebraucht, so daß beide Wörter noch den Zusatz abend oder nacht erhalten können (hint oambd, Mittweida, hinte nacht, Leisnig, nächten amd, Limbach-Waldenburg usw.). So wird es auch begreiflich, daß wir mit Weihnachten nicht nur den „heiligen Abend" oder die eine heilige Nacht, sondern auch den Weihnachtstag meinen, genau wie unsre heidnischen Vorfahren, die vom 26. Dezember bis zum 6. Januar ihr Winterfest feierten. Dieser Zeitraum wird noch heute im Volke als Internächte (Innernächt, eigentlich Unternächte) bezeichnet (die Verbreitung dieses Ausdrucks wäre noch festzustellen).

An den Ursprung des christlichen Festes erinnert noch das im westlichen Erzgebirge seine Gaben austeilende Bornkind, d. i. das Kind in der Krippe, die im Mittelalter barn genannt wurde und noch der Redensart zu Paaren treiben, d. i. eigentlich das Vieh zum Barn, zur Krippe treiben, eintreiben, zugrunde liegt. Außer der Krippe wird im Gebirge auch eine Berlemidde oder eine Drehperemet aufgestellt, d. i. eine Pyramide mit Lichtern, die den Tannenbaum ersetzt. Auch befinden sich unter den Gaben Docken, wie die Puppen mit einem alten deutschen Worte (althochd. tocka) in der Gegend von Olbernhau-Annaberg-Schwarzenberg und im Vogtland (wie auch in Schlesien) noch heute heißen (in Dresden hört man noch die Redensart: Das Kind sitzt da wie ein Töckchen, auch das Deppchen-Malen wird auf ein Döckchen-Malen zu deuten sein). Die Puppe dagegen stammt aus dem lateinischen pupa = Mädchen (franz. poupée). Ein Kinderwort dafür ist im Gebirge Bischbab, das wie das Bischkindl (vgl. Bischbett) sich erklärt vom bischen, d. h. beruhigen (bisch, bisch) oder durch Singen und Herumtragen einschläfern.

Die Totenliste des Winternebels.

Ein echter und rechter Winternebel hat für die Sterblichkeit in einer Großstadt weit mehr zu bedeuten, als man sich im allgemeinen vorstellen dürfte. Einmal wachsen selbstverständlich die an sich nicht geringen Gefahren des Straßenverkehrs ganz erheblich, woraus sich eine Steigerung in der Zahl der Unglücksfälle ergibt, außerdem tritt stets während oder nach einem schweren Nebel eine Vermehrung der Erkrankungen an Augen-, Nasen- und Lungenleiden ein. Wie den Allg. Wiss. Ver. aus London mitgeteilt wird, stieg nach dem letzten schweren Nebel in Manchester die Sterblichkeit plötzlich von 21,6 auf 26,4 für das Tausend der Einwohnerschaft, was, auf das Jahr berechnet, ein Mehr von über 22 v. H. bedeuten würde. Von diesen Todesfällen war fast die Hälfte auf Erkrankungen der Atmungsorgane zurückzuführen. Angesichts solcher Tatsachen wird man sich in den Städten, wo schwere Nebel nicht zu den Seltenheiten gehören, endlich mit Ernst fragen müssen, ob der Mensch nichts gegen sie ausrichten oder ob er nicht wenigstens ihre schädlichen Einflüsse vermindern könnte. Wenn auch mit dem Vorschlag, den Nebel durch elektrische Ströme zu zerstreuen, vorläufig nicht viel anzufangen sein wird, so darf und muß man doch vor allen Dingen darauf bedacht sein, die Rauchplage in den Großstädten zu bekämpfen, weil der Rauch und Dunst in der Luft einen Nebel dicker und gefährlicher macht. Daß die Totenliste der Winternebel höchstens noch bedenklicher ausfällt, als jene Statistik angibt, ist ganz selbstverständlich, weil sich die Folgen der während eines Nebels erworbenen Erkrankungen noch auf Wochen hinaus bemerkbar machen müssen, so daß die plötzliche Steigerung der Sterblichkeit nur einen Teil des Schadens anzeigt. Bestimmt sagen läßt es sich ja nicht, aber es wird doch vermutet und behauptet, daß dem Nebel gewissermaßen sein Gift genommen werden würde, wenn man seine Sättigung mit dem Rauch der Großstadt verhütete.

Notizen.

Zu einem internationalen Kongreß für den Elementarunterricht, der in den Tagen vom 2. bis 7. September d. J. gelegentlich der Weltausstellung in Lüttich stattfinden soll, ladet der Allgemeine Belgische Lehrerbund ein. Auf der Tagesordnung stehen folgende Gegenstände: 1. Der Volksschullehrer, seine Aufgabe, seine Bildung, seine Stellung. 2. Notwendigkeit und Dauer der Schulpflicht. 3. Erziehung der zurückgebliebenen und abnormen Kinder. 4. Landwirtschaftlicher Unterricht in der Volksschule. 5. Materielle, hygienische und pädagogische Bedingungen des Volksschulunterrichts. Die Klassenfrequenz. 6. Was vermag die Volksschule für die Verbrüderung der Völker und für den allgemeinen Frieden zu tun? 7. Zusammenwirken von Haus und Schule bei der Erziehung. Kinderschutz. 8. Ist es wünschenswert, eine internationale Zentralstelle für Lehrervereine zu gründen? —

Die Farbe der Spinnen. Es ist wohl bekannt, daß bei einer großen Zahl von Tieren, und zwar sowohl bei wirbellosen wie bei Wirbeltieren, die Färbung an den Seiten und auf der Unterseite des Körpers von der des Rückens verschieden ist. Meist ist die Rückenfläche am dunkelsten, die Bauchseite am hellsten, und die Flanken halten in der Färbung die Mitte zwischen beiden. Durch diese Abtönung mögen die Tiere weniger auffällig werden und der Beobachtung ihrer Feinde leichter entgehen. Von der allgemeinen Regel hat nun ein Naturforscher eine merkwürdige Ausnahme festgestellt, die gerade sehr zugunsten jener über die Wirkung ausgesprochenen Ansicht spricht. Die Spinnen der Gattung Linyphia haben sämtlich auf der Bauchseite eine dunkle Färbung. Die Flanken sind mehrfach mit schrägen weißen Streifen verziert, während die Rückenfläche noch weit stärker mit weißen oder blassen Flecken und Linien gesprenkelt ist. Im großen und ganzen also ist die Färbung bei diesen Spinnen gerade entgegengesetzt wie sonst. Das hat nun seinen guten Grund, denn die Linyphien spinnen wagerechte Netze, in deren Mittelpunkt sie in umgekehrter Lage hängen, so daß die Bauchseite nach oben weist. Letztere empfängt also das stärkste Licht, die Rückenseite das wenigste. Der umgekehrten Körperstellung entspricht also genau die umgekehrte Verteilung der Schattierung des Körpers. —

---

allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner bucklichter Schneider, an dessen dreieckigtem leichenblassen Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserm Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den ekeln Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, so viel und mehr wie andern die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglases, und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respektiert, weil es nach der Konstruktion seines Auges einen Riesen in ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteigliches Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hierher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt ins klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmütiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin wie jede andre Puppe, die sich durch rote Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerkte ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht so viel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eignen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb tot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungetüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen andern Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vorm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hinein gesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in schwindelerregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen: jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß, und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19050112/12 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG